

Iudith Kaspar

«Kein Fleiss, kein Preis.» Vom Schwimmen in die Drogenszene

Martina Wüthrich, geboren 1962, konsumiert seit zwanzig Jahren harte Drogen, ist seit vierzehn Jahren HIV-positiv.

Jemanden von der Gasse zu Wort kommen lassen? Doch, meint Martina, da mache sie mit. Sie seien nämlich auch Menschen, nicht nur «Sujets für *Horrorföteli*». Und wenn wir uns wieder treffen würden, werde sie dann einen Hund haben, sagt sie noch und lacht.

Wochen später ist das eifrig wedelnde Geschöpf bei ihr, und eines wird gleich bei der Begrüssung klar: Wer dem Hund nicht gebührend Referenz erweist, hat es mit der Besitzerin verdorben. Die Mittdreissigerin bezeichnet ihn als Lebenspartner und Heilmittel. Spricht sie mit ihm, so nennt sie sich Mami. Seit sie ihn hat, vergeht die Zeit, «wie wenn ich irgendwo arbeiten würde». Sie sieht für sich «persönlich wieder Zukunft» und geht «wieder gerne nach draussen. Gerade jetzt, wo es Herbst geworden ist: Ich sehe die Farben wieder an den Bäumen und so, kann es teilen mit jemandem», und das ist «einfach schön».

Weder einfach noch schön ist der Rest ihrer Situation: Sie befindet sich «seit ziemlich langem im Milieu, also im Drogensumpf, also in meinem eigenen Sumpf, nicht im Drogensumpf, sondern in meinem eigenen Problemsumpf». Seit zwanzig Jahren konsumiert sie harte Drogen. Beinahe ihr gesamtes Erwachsenenleben hat sie in der Drogenszene verbracht. Die IV-Rente, die sie heute bezieht, reicht kaum zum Leben. Nach zehnjährigem Mietverhältnis wurde ihr die Wohnung mit Monatsfrist gekündigt: Schaben haben sich eingenistet, und sie hat die Besichtigungstermine versäumt. Die Beziehung zu ihrem langjährigen Freund steht vor dem Ende, da er sie zur Finanzierung seines Kokainkonsums bestiehlt. Nach vierzehn Jahren HIV-Infektion gibt es über ihre aktuellen Blutwerte «eigentlich gar nichts mehr zu lachen». Sollte sie der Arzt trotzdem für hafterstehungsfähig erklären, wird sie ihre Bussen absitzen müssen, denn bezahlen kann sie sie nicht.

Martina wuchs in den sechziger und siebziger Jahren mit einer etwas älteren Schwester in einer Deutschschweizer Stadt auf. Ihr Vater war Polizist. Diesen Beruf macht Martina für seine Erziehungsmethoden – Leistungsanforderungen und Verbote – verantwortlich, die bestimmend gewesen seien für den Verlauf ihrer Biographie:

«Ja, und da sind wir ständig unter Druck gewesen, also wirklich ewig, es hat nur immer Sport, Sport, Sport, Sport und nochmals Sport gegeben und – er als Polizist: «Geh nicht dorthin! Mach das nicht!» und «Dort Rocker!» und «Da Drogenabhängige!» und Zeugs. Und was machst du als Kind? Machst genau das, was dir verboten wird, oder. Ja. Das habe ich dann auch gemacht, hm.»

Gründlich hat sie das getan; ab der Pubertät verstieß sie gegen jedes einzelne der väterlichen Gebote. Vorher aber hatte sie sich jahrelang bemüht, den Anforderungen der Eltern zu entsprechen: «Leisten, leisten, leisten und nochmals leisten» habe es geheissen, «dadurch, dass er bei der Polizei gewesen ist. Wir haben auch geleistet, die Schwester und ich, sportmässig. Und dann hätte ich eben noch schulmässig leisten sollen, und das ist mir dann halt ein wenig in die Hose gegangen, also ich habe nicht beides gekonnt. Ich habe nicht nach der Schule heimkommen können, ein Brötchen essen, eine Ovo trinken und ab ins Training, und nach dem Training um neun, halb zehn in der Nacht noch hinsitzen und Aufgaben machen, oder am Morgen früh dann. Und meine Schwester, die hat das gekonnt, oder. Und von dem her ist sie halt der Liebling gewesen. Und ich bin – mir hat's halt einfach für den Sport gereicht und für die Schule nicht mehr. Ich bin geschwommen, achteinhalb Jahre lang, und das ist viel gewesen, also wirklich.» Mehrmals qualifizierte sie sich für die Schweizermeisterschaften. «Mit vierzehn, fünfzehn in der Schweiz Schweizermeisterin, das ist dann schon viel gewesen!» In den Ranglisten erscheint Martina auf respektablen Plätzen. Auf der Siegertreppe allerdings stand sie nie.

Mit vierzehneinhalb Jahren wurde sie mit einer Schulkameradin beim Ladendiebstahl erwischt. Die Mädchen trauten sich nicht mehr nach Hause und flohen zu Martinas Schwester, die damals bereits in einer eigenen Wohnung lebte. Martinas Freund, ein achtzehnjähriger Fussballer, besuchte sie am Abend. «Und nachher, ja, haben wir halt

eis gügelet, he ja, wenn wir schon auf Kurve gewesen sind, und nachher ist es halt passiert, gell. Und dann bin ich halt schwanger geworden. Da hat's natürlich keine Chance gegeben, also ich hätt's auch nicht gesehen, so Kind und so.» Mit ihrem Vater – «wohlverstanden: mit dem Vater!» – musste sie für das Abtreibungsgutachten zum Psychiater. Die beiden Männer überschütteten sie mit Vorwürfen. «Und dann bin ich dort gesessen wie ein *gchläpfter Aff*, hey, ich habe nur noch geheult: Wieso scheissen die mich jetzt zusammen? Was – was habe ich Böses gemacht? Ich habe nichts Schlimmes gemacht, eigentlich?! Und somit ist dann nachher auch die Sportkarriere natürlich beendet gewesen, oder.» Denn dass der Vater sie nur «zusammengeschissen» und auch der Freund ihr «den Schuh in den Arsch» gegeben habe, sei «eine Enttäuschung gewesen nach der anderen. Da hat mich halt der Sport auch nicht mehr gross interessiert». Mit sechzehn verliess Martina die Schule. Die Noten reichten nicht für eine Lehre, und sie begann, in einer Charcuterie zu arbeiten. Wegen Rückenschmerzen habe ihr das bald «nicht mehr so gemundet, da in dieser Charcuterie». Von den Eltern vor die Wahl gestellt, entweder sofort zur Arbeit zu gehen oder auszuziehen, nahm Martina ihr Sparbuch und verliess das Elternhaus.

Auch wenn sie betont, sie sei zu einem guten Teil selbst für den Verlauf ihres Lebens verantwortlich – die Weichen wurden in ihrer heutigen Wahrnehmung «ein Stück weit» damals gestellt. Wären ihr die Konsequenzen bewusst gewesen, hätte ihr jemand gesagt: «Wenn du da rausgehst, oder, dann stehst du wirklich auf der Strasse! Dann bist du wirklich für dich selbst verantwortlich!», sie hätte es sich vielleicht anders überlegt. So aber sei das für sie nur ein Machtspiel gewesen: «Oder, wer zieht jetzt den – Aber wie ernst das hat werden können. Es hat nur immer geheissen: «Mach das nicht! Mach jenes nicht! Geh nicht dort hin! Geh nicht da hin!», weil er bei der Polizei gewesen ist.»

Martina kam bald «in diese Kreise hinein: Schnupfen, Fixen, erste Tätowierung». Mit neunzehn ergriff sie die Gelegenheit, einen ehemaligen Mitschüler der Schwester in Nordamerika zu besuchen. Eineinhalb Jahre verbrachte sie dort, sie sei glücklich und verliebt gewesen und habe einen Entzug gemacht. Doch blöd, wie sie

gewesen sei, sei sie wieder schwanger geworden. Ohne Geld und unfähig, ein Kind aufzuziehen, liess sie eine Abtreibung vornehmen.

Danach kehrte sie mit ihrem Freund in die Schweiz zurück. Eine Weile habe sie sich gut zusammennehmen können, aber dann sei es ihr zuviel geworden: «Wieder die Kälte, wieder der Frust, die Justiz, wieder der Druck, überall dieser Arbeitsdruck: Schaffe, schaffe, Häusle baue und so. Und nichts so frei wie dort drüben. Da ist es wieder passiert: Bin wieder drauf gewesen. Ihn verloren, die Wohnung verloren, bin wieder heim zu den Eltern, kurze Zeit. Dort ist es natürlich auch nicht gegangen. Ist ewig ein Hin und Her gewesen.»

Sie nahm die Beziehung zu einem früheren Freund wieder auf – ein *Hell's Angel* sei er gewesen – und entschloss sich nach einiger Zeit zum Entzug. In der Klinik erfuhr sie von ihrer dritten Schwangerschaft. Ein abruptes Absetzen der Drogen hätte das Kind gefährdet, für eine Abtreibung war es im fünften Monat zu spät. Martina trat in ein Methadonprogramm ein und gebar zwei Monate später eine Tochter. Zwar habe das Neugeborene innerhalb kurzer Zeit «noch schnell den *Gilb* durchgemacht und so. Aber es hat gelebt, ist gesund gewesen, und sie haben es mir nach Hause gegeben.»

Im Alter von einem Monat und zwei Tagen erstickte das Kind an Krupp. Martina versank in Selbstvorwürfen. «Wenn es nicht auf dem Bauch gelegen wäre, hätte ich es vielleicht auch verhindern können. Aber eben, das elende, blöde (Vielleicht).» Sie fand beim Partner keine Hilfe und stürzte wieder ab. Wohnung, Auto, Harley, Geld – alles habe sie gehabt, und alles habe sie *«verjunkt, alles verblödet»*. Heute sagt sich Martina, irgend eine höhere Macht habe nicht gewollt, dass sie Mutter bleibe. Sie sei, so brutal das für sie töne, damals noch nicht soweit gewesen. Jetzt, nach all diesen Jahren, habe sie sich halt ihren Hund zugelegt. «Da sind ein paar Jahre vergangen, bis ich wieder etwas habe, weisst, etwas, das abhängig ist von mir.» Seither sei sie «sehr am Reduzieren mit allem» und müsse sich nicht mehr «einfach tagtäglich zuputzen».

Nach ihrem Absturz verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt mit Dealen, wurde von der Polizei immer öfter aufgegriffen und schliesslich zu einer Zwangstherapie verurteilt. Vom Parcours durch diverse

Therapiestationen sind Martina die zwei letzten in positiver Erinnerung: Bei der einen habe sie zuerst «drei Tage schauen gehen können, ob es mir gefalle mit den Leuten, ob ich den Leuten passe! Die Leute haben dann auch abgestimmt», und sie wurde akzeptiert. *Uh lässig* sei das gewesen. Weil sie sich dort verliebte – interne Liebesbeziehungen wurden nicht geduldet – wurde sie auf einen Biobauernhof verlegt. Dort habe sie die Ziegen versorgt und den Pferdewagen in die Molkerei begleiten dürfen. «Ich schwöre dir, wir haben immer am meisten Milch abgeliefert!» Da seien sie jeweils stehen geblieben, die Krafftutterbauern, und hätten gewartet, bis der Letzte in die Molkerei gekommen sei: «Wer am meisten Milch hat, weisst. Wie – es ist um ein richtiges Wettrennen gegangen!» Doch auch diese Therapie brach Martina nach einem halben Jahr ab. «Jetzt ist genug!» fand sie; «einfach therapiemüde» sei sie gewesen, «einfach einschränkungsmüde. Ich bin nie jemand gewesen, der sich gross hat einschränken können. Darum auch immer wieder diese Ausbrüche. Aber es ist trotzdem eine schöne Zeit gewesen.»

Ende 1983 erfuhr Martina von ihrem HIV-Status. Nach mehreren schweren Erkrankungen entschloss sie sich zum Eintritt in ein Methadonprogramm, denn «das *vertreibt* dann jeweils nicht mehr so viel». Ungefähr zur selben Zeit lernte sie ihren heutigen Freund kennen: Er sprach die in ihrem Rausch «sabbernd und seifernd» durch den Bahnhof wankende Martina an, ob sie sich nicht das Gesicht waschen wolle, und liess sie bei sich ausschlafen. Er habe ihr nichts getan und sei ihr sympathisch gewesen, und so seien sie zusammengeblieben.

Obwohl beide Methadon beziehen, konsumieren sie allerhand zusätzliche Drogen und erleben auch immer wieder Abstürze. Das Geld dafür verdient sich Martina durch Dealen und Prostitution. In der Schweiz rauschmittelfrei leben, das sei für sie unmöglich, eine «absolute Illusion». Auf Ibiza hingegen sei sie letztes Jahr fünf Monate sogar ohne Methadon ausgekommen. Die Insel sei zwar «total verseucht» mit Kokain und Ecstasy, aber das habe sie gar nicht gemacht: «Ich habe keine Justiz gehabt, die hinter mir hergerannt ist, habe nicht Leute um mich gehabt, die, wenn ich in einen Laden gegangen bin, mich gleich von Anfang an abgestempelt haben: *Оu*,

die: tätowiert!» und so. Oder eh gleich «Drogensüchtig!». Und das macht sehr viel aus!»

1983, als Martina anfangs Zwanzig von ihrer Infektion erfuhr, kam eine HIV-Diagnose einem Todesurteil ziemlich nahe: Wirksame Medikamente gab es keine, Infizierten wurde eine nur kurze Überlebenszeit prognostiziert. Vierzehn Jahre warten auf Krankheit und Tod – Martina schildert das so: «Wenn du positiv bist, fängst du irgendwann an, dir so leid zu tun. Dann gibt's Phasen, so Depressionsphasen, in denen du nur noch daheim sitzt und «Ich armer Siech!» und «Jetzt muss es dann kommen!» und «Jetzt will ich dann gehen!» – Weisst, und es passiert nichts, oder.» Dabei seien die Blutwerte miserabel, «eigentlich, hä, eigentlich könntest du gar nicht mehr gerade stehen, von den Blutwerten her». Aber trotzdem sei etwas da, «das dich auf den Beinen hält. Und das bringt dich dann einfach nur daheim in die Ecke vor den Fernseher, und depressiv und depressiv, und «Du armer Siech, bin ich ein armer Siech!» und «Jetzt will ich einen Abgang machen!»» Das sei sie leid gewesen. «Ich bin halt noch nicht soweit! Es will's jemand noch nicht! – Also habe ich mir erlaubt, mir ein Hündchen zuzulegen, ja. Und mich dünkt es, ich werde gesünder und gesünder. Es ist einfach – für mich, vom Inneren her. Klar kann ich nie mehr gesund werden, das weiss ich. Aber eine bessere Lebenseinstellung habe ich bekommen, seither.» Sie erlebt jetzt auch in der Schweiz weniger Abstürze, denn der Hund «schaut mich nachher dermassen mit dem Arsch an! Richtig mit dem Arsch! Ehrlich! Dass ich mir wirklich Gedanken mache, weiss: «Was hast du jetzt gemacht? Jetzt hast du ihm etwas zuleide getan!» – Und ich bin dann nicht böser oder lieber mit ihm, nichts! Er merkt's einfach, und es tut ihm grausam weh. Und nachher tut's mir dann auch weh.» Immer mehr liege ihr auch selbst daran, nüchterner zu sein: «Einfach: mich nicht mehr *zuzuputzen!* So, nicht dass ich heimkomme und flach aufs Nest liegen muss, so, sondern dass ich noch etwas machen kann, ja.» Sie sei jetzt den ganzen Tag mit dem Hund unterwegs, und das gefalle ihr. «Ich nehme teil am Leben!»

Da ist er schon wieder, der Hund. Wie der autoritäre Vater beim Thema Normen und Anerkennung, wird er immer dann wichtig,

wenn es um Depression und Existenzberechtigung geht: «Klar, er ist total abhängig von mir, das weiss ich. Das ist nicht so wie mit einem Kätzchen. Eine Katze, die kann ich zwei, drei Tage draussen lassen, die sucht sich ihr Futter, wenn ich nicht da bin. Aber ich denke, es ist doch nicht so etwas Schlechtes, ein bisschen Abhängigkeit. Weil: Wir sind ja alle von irgend etwas abhängig. – Und er kann ja auch nichts dafür, dass er geboren ist. Eben. Ich auch nicht. Und deswegen dürfen wir ihm nicht das Leben nehmen. Er ist jetzt halt da, und ich bin auch da, wir haben einander getroffen.»

Der Hund ist nicht nur Spiegel der eigenen Gefühle und Ersatz für menschliche Anteilnahme, er bedeutet auch eine neue Chance: Martina ist «noch nicht soweit», «jemand» will ihren Tod noch nicht. Deshalb darf sie sich einen Hund zulegen und an ihm ihre Fähigkeit beweisen, sich um ein abhängiges Wesen zu kümmern – anders als damals, als sie noch nicht soweit gewesen sei, eine höhere Macht ihre Mutterschaft nicht gewollt habe. «Und ich bin dann nicht auf die IV gegangen und habe gesagt, ich habe einen Hund!» Mit dem Geld, das sie früher für ihre Abstürze aufgetrieben habe, finanziere sie lieber den Hund. Er ist Alternative zu Absturz und Erfolg zugleich – und Martina ist nicht mehr nur Gescheiterte, Junkie, siehe IV-Rentnerin, sondern Ernährerin und Betreuerin eines Schützlings.

Martina besucht ihre Eltern noch heute. Mit der Vergangenheit wollen diese sich nicht mehr auseinandersetzen. «Das ist alles vergessen und vergeben», so ihr Tenor, «da reden wir nicht mehr darüber! Man muss auch einmal vergessen können!» Martina aber wüsste mit den Eltern einiges zu besprechen: Was damals geschehen sei, zum Beispiel, als sie als kleines Mädchen im VW Käfer des Vaters halb ausgezogen erwacht sei und Kekse bekommen habe dafür, dass sie «lieb gewesen» sei. Oder die Seitensprünge, zu denen der Vater sie mitgenommen habe. Wofür sie all die Schläge kassiert habe. Weshalb damals der Vater «zu diesem Psychiater» habe mitkommen müssen und die Mutter nicht habe dabei sein dürfen. Oder wieso man immer nur stark sein müsse. – «Und trotzdem, gell, wir haben es immer schön gehabt, wir haben in die Ferien immer ins Ausland gedurft, was viele andere Kinder nicht gekonnt haben. Aber das

entschuldigt den ganzen Rest auch nicht. Davon habe ich heute auch nicht gefressen, wirklich nicht!»

Der Vater habe ihr kürzlich empfohlen, sich den goldenen Schuss zu setzen, damit endlich Ruhe sei. «Da habe ich gefunden: «Du, weisst was? Du bist nicht weniger Krüppel als ich auch!» Wie Martina ist der Vater heute invalid. Das ist für sie kein Zufall, sondern Quittung einer höheren Macht: «Von irgendwo kommt das auch nicht!» Das habe sie nicht nur dem Vater gesagt, sie sage es auch der Mutter «noch und nöcher», so «fies» sei sie heute. «Es gibt eine höhere Macht, ich betitle sie nicht, ich sage nicht Gott, ich sage nicht Mohammed, ich sage nichts – es gibt einfach eine höhere Macht.»

Wie den Vater «als Polizisten» erlebt sie auch «Vater Staat» und Gesellschaft als unerbittlich leistungs- und konformitätsorientierte Instanzen. Wer den Anforderungen nicht genügt, wird abgelehnt und ausgestossen, hinter dem wird die Tür verschlossen. «Nur immer um das viele Geld» gehe es der Gesellschaft. Mühe und Anstrengung zählten nichts, nur der Kontostand sei wichtig. Wie der zustande komme, sei «ihnen ja gleich». Und ziehe sie bei schlechtem Wetter Lederkleider an, «einfach wegen dem Dreck, zum schnellen Putzen, wirst du geschnitten, bist gleich drogensüchtig oder hast etwa sieben Ladendetektive hinter dir her in einem Laden. Also von daher ist unsere Gesellschaft also – ist nicht wie Amerika oder so – in Amerika ist das – oder, alles normal! Und wir haben halt immer noch unsere feinen Pinkels da, unsere – schaffe, schaffe, Häusle baue! So – wäh!»

Von der «Justiz» fühlt sie sich verfolgt, sie erhalte für geringfügige Drogendelikte Bussen, während derselbe «Vater Staat» andere im Heroinabgabeprojekt mit 78prozentiger «Ware» versorge, bis sie kaum noch auf allen vieren stehen könnten. Die staatlichen Hilfseinrichtungen schikanierten sie ebenfalls: Aids-Medikamente erhalte sie keine, weil sie zu ihrem Rohypnolkonsum stehe und die Ärzte ihre Zuverlässigkeit bezweifelten; dabei kenne sie keinen HIV-Positiven, der nicht auch Rohypnol benutze, und die Medikamenteneinnahme würde sie sich ja wohl angewöhnen können, das mache sie ja jetzt mit Alkohol, Joint oder *Reupi* (Rohypnol) auch. «Ja! Kann ich mir auch das angewöhnen!»

Mit dem Sozialamt, das ihre Rente verwaltet, geht es ihr auch nicht besser. Obwohl ihr Bett am Auseinanderfallen und die Matratze wegen eines grossen Brandlochs sowieso nicht mehr zu gebrauchen sei, wolle ihr die Beamtin nicht unbescheiden ein anderes *Näscht* zugestehen, schon gar nicht ein neues: «Da hört's doch auf! Und ich habe noch kein einziges Möbelstück von ihnen bezogen, vom Sozialamt, noch nicht eines! Wenn ich nicht mal mehr das zugut habe. Hä?! Was bin ich dann noch wert, in den Augen von denen? Und wieviel bist du dir selber noch wert, wenn du dir so etwas sagen lassen musst, immer und immer wieder! – Nicht mehr viel! Garantiert nicht mehr viel. Hast keinen Wert, keinen Wert!»

Einen gewissen Respekt erfährt Martina nur in der Drogenszene, aber auch dort nicht einfach als «Mensch mit Name und Persönlichkeit», wie sie sich das wünscht, sondern weil sie sich das Ersehnte notfalls mit Gewalt verschafft: «Und dann *chläpft's* nur noch, wenn sie's nicht anders kapieren! Und das ist eben leider, leider, leider manchmal die Gassensprache, wo du einfach zuschlagen musst. Und das bin ich eben langsam müde. Nicht, bin auch schon ... Möchte nicht mehr, weisst, so. Und langsam wird's mir auch zu blöd, weisst. Ist verschwendete Energie, manchmal, sag' ich mir einfach.»

«Nicht, bin auch schon ...» – Mitte dreissig ist sie, und auch auf der Szene gibt es Jüngere, Gesundere, Kräftigere, die ihr die Position streitig machen. Freunde hat Martina keine. Was würden ihr die auch nützen, meint sie, es stünde ja doch keiner da, sollte sie einen brauchen.

Martina betont nicht nur Stigmatisierung und Degradierung; den «Autoritäten» zu trotzen, sich zu wehren ist ihr wichtig, erscheint fast als Leistung wie früher das Training, der materielle Wohlstand, die Milchmenge auf dem Bauernhof.

Trotz und Rache sind aber für sie nicht mehr der einzig vorstellbare Weg. Auch Vergebung wäre denkbar: «Heute, mit dem, was alles gewesen ist – doch, heute wäre es möglich, dass ich fähig wäre dazu.» Und sie möchte «nicht immer wieder neu anfangen müssen, ich möcht's mal weiterziehen können, weisst, mal so ein Stück weit einfach hundsnormal leben, *bünzlig* – nicht *bünzlig!* Aber normal leben.» Wie so ein Leben aussähe? Sie träumt von einer Wohnung,

gross genug für sich und den Hund, wünscht sich «etwas mehr Geld» und ein Leben «ohne Leiden und Medikamente», ohne zusätzliche Abhängigkeit von «Vater Staat und irgendwelchen Ämtern. Aber von nichts kommt halt nichts! No money, no honey! Kein Fleiss, kein Preis! – Ja! Wenn ich mich nicht einschränke mit in der Stadt herumziehen, werde ich auch nicht weniger Bussen haben. Gut, das ist ja nicht unbedingt grosser Fleiss, oder, aber eben. Nein, eine Einschränkung wäre es einfach, oder, aber eben. Da weiss ich, da sind meine Leute, mit denen ich immer reden kann, also nicht über alles, aber über vieles, die haben immer Zeit.»

Und die Zukunft? «Ich seh' meine Zukunft im Moment nur grad so weit, so schnell wie möglich eine Wohnung zu finden. Alles andere macht mir – darf ich gar nicht! Mit keinem Gedanken! Das ist zu weit weg! Leben! Versuchen, am Leben zu bleiben. Das ist – ich glaub', das ist, ich glaub', das ist Kampf genug. Weissst, der Wille, am Leben zu bleiben – ich weiss, für viele spielt das überhaupt keine Rolle, wann man ... weil sie einfach nicht konfrontiert sind damit. Aber wenn du den Tod «quasi» – also, ich sag' jetzt «quasi» – tagtäglich vor Augen hast oder hättest ... Ich versuche immer wieder, mich zu versetzen, weissst, so alleine in diesem Loch unten, zwischen Würmern und Käfern, oder, eiszapfenkalt – klar spürst du nichts! Aber die Seele ist ja trotzdem noch da! Ä-ä! Keiner hat Zeit, mal schauen zu kommen – siehst ja! Siehst's ja, wie viele Kollegen besuchen gehen auf dem Friedhof! So – weissst, klar gibt's vielleicht ein Jenseits. Vielleicht aber auch nicht! Und dadurch, dass ich das noch nicht weiss oder noch nicht – noch nicht – noch nicht ein wenig eher weiss oder ein wenig näher gerutscht bin an das, bleibe ich lieber noch ein wenig am Leben. (Grinsend:) Ist noch ein bisschen wärmer hier! Ja, ja. Ja. Ist schon ein bisschen wärmer, hier.»

Drogenkonsum, HIV und Drogenpolitik in der Schweiz

In der Schweiz konsumieren heute ca. 50 000 Personen zumindest sporadisch illegale harte Drogen. Die Zahl der Abhängigen wird auf 30 000 Personen geschätzt. Rund 30 % davon sind Frauen. Am stärksten vertreten sind Menschen Mitte 20. Je nach Quelle waren 1995 5 bis 20 % der erfassten Drogenabhängigen HIV-positiv. 2000 bis 3000 Konsumierende werden als schwerstabhängig bezeichnet. Sie sind arbeits- und

obdachlos und gesundheitlich stark angeschlagen. Entgegen dem verbreiteten Klischee führt Drogenkonsum aber nicht zwingend in Sucht, Desintegration und Verelendung: Viele Drogenbenutzer/innen leben unauffällig und werden weder repressiv erfasst noch medizinisiert.

Bis in die späten achtziger Jahre standen in der Schweiz repressive Massnahmen im Vordergrund der Drogenpolitik. Verfolgung der Drogenbenutzer/innen und Unterdrückung einer offenen Szene sollten den Handel unterbinden und Neueinsteige verhindern. Bereits Abhängige sollten durch Zwangsentzug in ein abstinentes Leben geführt werden. Diese Massnahmen verhinderten die Ausbreitung des Drogengebrauchs nicht, führten aber zu einer starken Belastung von Konsumierenden und Polizei, zu hohen Preisen und schlechter Qualität der Drogen, zu Beschaffungskriminalität und Drogenprostitution sowie zur Ausbreitung von Infektionskrankheiten unter den Abhängigen. Letzteres vor allem, weil steriles Spritzbesteck für Drogenbenutzer/innen nur schwer erhältlich war und bei Kontrollen durch die Polizei konfisziert wurde. So benutzten oft mehrere Personen die selben Nadeln und Spritzen. Neben den Hepatitisarten verbreiteten sich in den achtziger Jahren auch HIV-Infektionen unter intravenös Konsumierenden. Die Angst vor einer Ausbreitung der HIV-Epidemie auf die «Normalbevölkerung» bewirkte in der zweiten Hälfte der 80er Jahre eine Neuorientierung in der Drogenpolitik: Das Bundesamt für Gesundheitswesen befürwortete 1987 ausdrücklich die Abgabe von sterilem Injektionsmaterial. Ein Jahr zuvor war in Bern der erste Fixerraum eröffnet worden, Basel und St. Gallen folgten 1989 resp. 1990. Auch Methadon, das bei Opiatabhängigen Entzugssymptome verhindert, gewann an Bedeutung: Hatten in der Schweiz 1982 erst 873 Personen an einem Methadonprogramm teilgenommen, waren es 1994 bereits 14 000. Das Minimalziel dieser Behandlung besteht heute in der Stabilisierung des Gesundheitszustandes und der Reduktion des Heroin- und Kokainkonsums bei den Teilnehmenden. Distanzierung zu Drogenmilieu und Aufgabe des illegalen Drogenkonsums sind vor allem für diejenigen Methadonbezügler/innen schwierig, die ausserhalb der Szene kein Beziehungsnetz haben und nicht via Arbeitsplatz in ein anderes Umfeld integriert werden können. Seit 1994 dürfen im Rahmen wissenschaftlicher Versuche auch Heroin und andere Opiate verschrieben werden, allerdings nur einer begrenzten Zahl Schwerstabhängiger. Die guten Resultate führten 1996 zu einer Verlängerung der Versuchsbewilligung.

Der Liberalisierung der Drogenpolitik auf eidgenössischer Ebene stehen seit Beginn der 90er Jahre lokal wieder verstärkte Repressionstendenzen gegenüber: In verschiedenen Städten lassen grössere offene Szenen Rechtsbrüche durch Abhängige und Dealer sowie die Verelendung der Süchtigen sichtbar werden. Die Polizei kommt den Forderungen nach Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung nach und löst die Szenen periodisch auf. Von 1990 bis 1994 verdreifachte sich die Zahl der Anzeigen wegen Konsums von Heroin oder Kokain, jene der angezeigten Personen verdoppelte sich annähernd. Eine signifikante Veränderung der Konsumierendenzahl liess sich jedoch nicht nachweisen.

Für die Abhängigen bedeutet die Zerstreuung der offenen Szenen eine erhöhte Hektik mit erschwerter Stoffkontrolle und eine Verschärfung ihrer Probleme. So

gaben 1993 bei einer Befragung in der sichtbaren Berner Drogenszene je 70 % der Antwortenden an, Verelendung, Gewalttätigkeit und Beschaffungskriminalität hätten auf diesem Beschaffungsplatz zugenommen. Auch die HIV-Prävention bleibt nicht unbeeinflusst: Ein Viertel derjenigen, die sich prostituierten, bezeichnete sich als HIV-positiv. Wohl meist auf Wunsch ihrer Kunden hatten 80 % von ihnen gelegentlich oder oft ungeschützten Geschlechtsverkehr mit Freiern.

Nach Schliessung des Letten 1995 zeigte eine Analyse für den Zeitraum 1994 bis 1995 in Zürich einen Rückgang der Anzahl abgegebener Spritzen um 50 % – ohne entsprechende Zunahme an anderen Orten.

Die Drogenrepression kostet durchschnittlich rund 500 Mio. Fr. pro Jahr. Ungefähr den selben Betrag stellt der Staat gemäss «Expertenkommission für die Revision des Betäubungsmittelgesetzes» allen anderen Bemühungen zur Bewältigung des Drogenproblems gemeinsam zur Verfügung: In Betreuung, Therapie etc. fliessen 200 bis 260 Mio, in die Schadensverminderung 120 bis 200 Mio, in die Prävention 30 bis 35 Mio. und 16 Mio. in die Forschung. 1996 hat sich die Expertenkommission für den Ausbau dieser nicht-repressiven Bereiche der Drogenpolitik ausgesprochen und empfiehlt die Strafbefreiung von Konsum und dessen Vorbereitungshandlungen.

Quellen/Literatur

- Aeschbacher, Monique: Drogen und Aids; in: Soziale und präventive Aspekte des Drogenproblems unter besonderer Berücksichtigung der Schweiz; Schweizerische Fachstelle für Alkoholprobleme, Lausanne, August 1995.
- Braun, Norman, u.a.: Die Berner Drogenszene, Bern 1995.
- Eich, Dorothea/Scheurer, Adrienne/Sibold, Urs: Evaluation des Tagesstruktur- und Freizeitprojektes Frei-Tact; Stiftung Contact, Bern, Dezember 1995.
- Eidgenössische Betäubungsmittelkommission, Arbeitsgruppe Methadon der Subkommission Drogenfragen: Methadonbericht III; Bundesamt für Gesundheitswesen, Bern, Dezember 1995.
- Estermann, Josef u.a.: Sozialepidemiologie des Drogenkonsums; Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierender Drogenarbeit, Bd. 8, Berlin 1996.
- Expertenkommission für die Revision des Betäubungsmittelgesetzes vom 3. Oktober 1951: Bericht an die Vorsteherin des Eidgenössischen Departementes des Inneren; Bundesamt für Gesundheitswesen, Bern, Februar 1996.
- Gebhardt, Martin: Aids und HIV in der Schweiz; Epidemiologische Situation Ende 1996; Bundesamt für Gesundheit, Liebefeld, August 1997.